

Stille Freuden.

Vom Fenster meines Hauses,
In stiller Morgenruh,
Seh ich so gern dem Treiben
Der kleinen Schwalben zu.

Gleich, wenn die junge Sonne
Scheu küßt den Fliederbusch,
Schwirrt's unter meinem Dache:
Eins, zwei, drei — hüsch, hüsch, hüsch!

Fünf stramme schwarze Ruben
Reigt mir die Schwalbenfrau:
Fährt sie nach kurzem Plausche
Zum Bad im Morgentau.

Hei, wie das schwirrt und kreiset
In lichtgetränkten Höhen!
Piloten, die euch lehren,
Die Fliegerkunst verstehen!

Ihr Schwalben seid wie Kinder,
So lustig, feck und toll;
Beim Fangenspielen und Reigen
Des Uebermutes voll.

Am Fenster meines Hauses
Belausch ich euren Flug,
Der zarte Mädchenträume
In goldne Weiten trug.

Lucie Stäh.

Das Glöcklein des Glücks.

Roman von Ludwig Rohmann.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In der Folge wurde der Rittmeister immer fröhlicher. Er sprach laut und viel und ohne Rücksicht auf die Damen; auch Ulrich spürte schnell die Wirkung des schweren Weines, und seine Frohlaune steigerte sich zum haltlosen Uebermut; selbst der ernste Waltherr wurde schließlich mit fortgerissen. Frau von Wannoff tat das Herz weh. Sie hatte sich darauf gefreut, wenigstens nach der Mahlzeit ein gemüthliches Plauderstündchen zu haben. Vor allem aber beobachtete sie mit großer Sorge ihren Mann; sie wußte, daß er Schaden von diesem Willkommensaft haben werde, aber sie mußte auch, daß Vorstellungen die Sache nur noch schlimmer machten.

Auch das junge Mädchen war enttäuscht. Sie hatte sich so darauf gefreut, zu hören, was Ulrich da draußen alles gesehen und erlebt hatte, und seit Wochen schon hatte sie sich ausgemalt, wie wunderbar es sein werde, wenn er sie in Gedanken hinausführte auf das Tropenmeer. Und nun sahen die Männer da und tranken und waren fröhlich — fröhlich, wie nur Männer sein können. Vorübergehend war ihr sogar das Weinen nahe. Aber das schluckte sie tapfer hinunter, teilte sich mit der Hausfrau in die Aufmerksamkeiten der Wirtin und flüchtete mit ihr vom Tische, sobald es angehen wollte.

Am Spätnachmittag fuhr ein uraltes Wäglein in den Hof. Verb gebaut, mit vielfach gesticktem Sitz und brüchigem Schutleder; davor ein alter, klapperiger Schimmel, der in seinem gewohnten Trotz die steifen Beine so gegen den Boden spreizte, als müsse er nach jedem Schritt sich erst wieder einmal erholen. Und im Wagen ein behäbiger Herr mit angegrautem Vollbart, im Lederoak trotz der Sommerhitze, auf dem Kopf einen kleinen, grauen Filz. Die alte Stahlbrille hing tief auf die Nase herab, damit die scharfen Augen ungehindert darüber hinwegsehen konnten. Das war Doktor Pehold.

Der Rittmeister, der seinen heißen Kopf auf einem Gang durch den Garten zu kühlen trachtete und nebenbei dem Professor den Umfang seiner Gutswirtschaft begreiflich zu machen suchte, stapfte, auf Ulrich gestützt, heran.

„Ja, Doktorchen, ist das aber mal nett! Und nun bleiben Sie natürlich auch zum Abend — was?“

Pehold schob die Brille auf die Nase, und seine Augen gingen prüfend über den Rittmeister hin.

„Ne, Herr Rittmeister — heute nicht,“ sagte er trocken. „Das Wiedersehen haben Sie ja schon gefeiert, soviel ich sehen kann. Ich wollte bloß mein Mädel mit nach Hause nehmen und nebenbei dem Herrn Sohn Guten Tag sagen. Tag, Ulrich. Gott's Donner, was sehen Sie prächtig aus! Rot haben Sie draußen offenbar nicht gelitten, und die Sonne hat alle Kräfte an Ihnen gereist, wie bei einem guten Wein. Ich freue mich, und wenn ich Zeit habe, komm ich herüber und Sie müssen mir erzählen — was?“

„Aber, gern, lieber Herr Doktor! Und nicht nur erzählen — wir haben auch mancherlei mit heimgebracht, was Ihr altes, stilles Belehrenherz entzücken wird. — Gestatten Sie übrigens: mein Freund und Lehrer, Herr Professor Waltherr Schlegel.“

Die Augen des Doktors weiteten sich, und es war, als

breche ein Leuchten daraus hervor. Dann streckte er dem Professor die Hände entgegen.

„Gergott, das sind Sie also! Lassen Sie mich Ihre Hände schütteln! Wie oft haben Sie mir allem einsamen Narren das Herz warm gemacht. Ich bin auf Ihrem Spezialgebiet ja nur ein jämmerlicher Dilettant; aber wenn ich überhaupt eine Ahnung davon habe, dann danke ich's vor allem Ihnen!“

Waltherr erwiderte den Händedruck herzlich. Schmeichelseien machten ihn immer verlegen; hier aber spürte er das Herz eines Mannes, der keine Redensarten machte.

Lebhaft fuhr Pehold fort: „Sehen Sie mal, wie ich hier lebe. Auf zehn Kilometer in der Runde der einzige Arzt, der „Doktor“ schlechthin für alle Welt. Der vierte Mann im Stat, wenn ich im Winter auf eins der Güter komme; Berater in tausend Dingen, die mit dem Doktorhandwerk absolut nichts zu tun haben. Daß ich nun durch ein kleines Guckloch in das weite Forschungsgebiet hineinsehen darf, in dem Sie wie ein König herrschen — sehen Sie, das ist meine Erquickung, bei der ich Kräfte sammle und meinem Idealismus immer wieder auf die Beine helfe! Sie müssen sich's also schon gefallen lassen, daß ich Ihnen von Herzen dafür danke!“

Während Waltherr dem Arzt gerührt die Hand schüttelte, sah Ulrich den Freund in neidloser Freude an.

„Da siehst du's, Waltherr, wie groß die Macht deines Wortes ist und welche Wunder sie tut. Ein schöneres Willkommen kann meine Heimat dir nicht bieten.“

Der Rittmeister aber sah sauer herein. Er gönnte dem Professor ja gewiß alles Gute, aber es kränkte ihn doch, daß der Doktor rein gar nichts von Ulrich zu sagen wußte. Nun lehnte er sich schwer auf Ulrich und sah Pehold fast herausfordernd an.

„Na, warten Sie nur mal, Doktor, bis erst mein Junge austrinkt. Sie hören's ja, er hat viel mitgebracht, daß Sie stammeln sollen. Er wird sogar ein Buch schreiben — ein großes, epochenmachendes Werk, sage ich Ihnen, und dann sollen Sie mal was erleben!“

Ulrich wurde rot, und er wehrte sich: „Aber, Vater — wie kommst du darauf —!“

„Wie ich —? Na, ist doch nur natürlich, sollt' ich meinen!“

Pehold kam Ulrich und dem Professor zu Hilfe.

„Ulrich kenn' ich von Kindesbeinen an, dem brauch' ich nicht erst zu sagen, daß ich ihn für einen tüchtigen Menschen halte. Ist sein Werk erst da, dann, das will ich ihm von Herzen wünschen, werden Vessere ihn anerkennen.“ Er reichte Ulrich die Hand, inzwischen feuerte er sich auf ein Plauderstündchen; Sie müssen mir dann viel von der Expedition erzählen.“

Der Rittmeister war sofort versöhnt.

„Lapp, das soll ein Wort sein. Kommen Sie doch mit zum Abendessen herüber. Und nachher auf ein Glas Wein —“

„Das geht leider nicht. Erstlich bin ich auf die halbe Nacht und den ganzen Tag unterwegs gewesen, und dann weiß ich nicht, ob daheim nicht wieder eine dringende Bestellung auf mich wartet. Und was nun das Glöcklein nach dem Abendessen angeht, da rate ich Ihnen als Ihr Arzt: Lassen Sie's lieber bleiben, Sie haben das Wiedersehen bereits gründlich genug begossen.“

„Sie sind ein Ekel und sündigen darauf, daß man dem Doktor nichts abnehmen soll. Aber ich hab' Ihren Rat nicht verlangt und fühle mich jedenfalls sehr wohl — ja, Sie, außerordentlich wohl!“

„Schön. Und wenn Sie sich auch morgen so außerordentlich wohl fühlen, dann soll's mich freuen und ich glaube daran, daß ich ein alter Ekel bin, der von der Doktorei nicht mehr versteht wie mein alter Schimmel da. Und nun muß ich nach Hause!“ Er piffte laut, daß es über den Hof hin schallte. „Deda, Eve, ich hab's eilig!“

„Da bin ich schon, Vater.“ Das junge Mädchen kam mit Frau von Wannoff die Freitreppe herab.

Eve versprochen, morgen wiederkommen, um Frau von Wannoff ein wenig zur Hand zu gehen. Dabei war sie schnell in den Wagen gesprungen und nun kletterte auch Pehold schwerfällig hinein.

„Auf Wiedersehen also!“

Eine Weile saßen Vater und Tochter schweigend nebeneinander. Dann begehrte der Doktor zu wissen, wie's denn eigentlich gewesen sei.

„Mein Gott, Vater, wie soll's gewesen sein! So eine Familienfeier, weißt du — da sind selbst die intimen Bekannten überflüssig.“

„Um —! Hat man dich das merken lassen?“

„Was denkst du, Vater! Aber man fühlt das doch —“

„Na ja. Hättest auch wirklich daheim bleiben können. Und Ulrich?“

Eve wurde glühend rot und sah angelegentlich in die Felder am Weg.

„Ulrich —?“

„Ja. Ich meine, wie er dir gefällt, und wie er sich gab.“

„Mein Gott, wie soll er mir gefallen! Wir sind uns doch wohl fremd geworden, und man kam auch gar nicht dazu, ein vernünftiges Wort mit ihm zu reden. Nicht einmal seine Mutter hat was von ihm gehabt — wie hätte ich denn dazu kommen sollen.“

Dabei zitterte ihre Stimme leicht, und die Worte kamen stockend, wie in plötzlich aufsteigender Bewegung heraus.

„He?“ Der Doktor zog unwillkürlich die Zügel an, so daß der Schimmel ganz erschrocken stehen blieb. Pehold sah Eve forschend von der Seite an, bis sie seinen Blick zu fühlen begann und ihm das befangene, glühübergossene Gesicht zuwendete.

„Warum fahren wir denn nicht, Vater?“

„Ja!“ Er ließ die Zügel locker. „Däh!“

Und dann fuhren sie schweigend nebeneinander hin . . .

Warum fressen die Raubtiere lieber Eingeborene als Europäer?

Von Dr. Th. Zell.

kos. Es gilt als Erfahrungssatz in den Tropenländern, daß der Weiße inmitten einer Schar von Eingeborenen ziemlich geschätzt ist, da das Raubtier ihn nicht angreift. Es lohnt sich wohl, den Gründen nachzuforschen, die die Bestien zu diesem Verzicht veranlassen.

Zunächst wird ein Raubtier, das wie alle Geschöpfe in seinem Verhalten konservativ ist, Bekanntes dem Unbekannten vorziehen. Die Eingeborenen kennt es, den Fremdling nicht. Es soll daher stets geraume Zeit dauern, ehe die Raubtiere neu eingeführte Pflanzenfresser angreifen. So wurde berichtet, daß Wölfe die von Farmern angeschafften Schafe, die bis dahin in der Gegend ganz unbekannt waren, in der ersten Zeit vollkommen in Ruhe ließen.

Daß die Tiere aus heißen Gegenden Schwarze sehr wohl von Europäern unterscheiden, kann man in Zoologischen Gärten häufig beobachten. Namentlich bei Affentieren, also Affen und Kagen, ist das der Fall. Die Tiere erscheinen viel aufgeregter, sobald sich ihnen ein Mensch aus ihrer Heimat nähert.

Der zweite Grund, der die Raubtiere zur Schonung veranlaßt, sind unzweifelhaft die überlegenen Waffen des Europäers. Thompson hebt in seinem vortrefflichen Buche: „Bingo und andere Tiergeschichten“ ausdrücklich hervor, daß die großen Waldwölfe niemals einen Menschen angreifen, weil alle Bewohner in den dünn besiedelten Gebieten stets einen Revolver bei sich tragen. Es sind daher auch die früheren Berichte von der Gefährlichkeit des Grizzlybären, des Eisbären, des Rißpferdes, des Walrosses usw. durchaus kein Jägerlatein. Solange die Bestien es nur mit den Eingeborenen und ihren primitiven Waffen zu tun hatten, konnten sie auf einen Sieg im Kampfe mit den Menschen rechnen. Sobald aber der Europäer mit seinen Schußwaffen auftaucht, veränderte sich die Sachlage. Jetzt konnte ein Schwächling aus sicherer Entfernung dem gefährlichsten Raubtier das Lebenslicht ausblasen. Gerade die großen Bestien, die hier in Betracht kommen, Löwe, Tiger und Jaguar sind vorsichtig und müssen vorsichtig sein, weil ihre Vermehrung nur langsam ist. Es ist kein Zufall, daß der Leopard, der die meisten Jungen hat, auch heute noch am angriffslustigsten ist.

Diese beiden Gründe reichen aber nicht aus, wenn, wie aus dem vorigen Jahrhundert häufig berichtet wird, z. B. das Raubtier einen inmitten der Eingeborenen schlafenden Europäer geschont und einen Eingeborenen als Beute fortgeschleppt hat. Da Weiße dort schon Jahrhunderte als Ansiedler vorkommen, so kann man also die Handlungsweise nicht darauf zurückführen, daß die Bestien Europäer noch nicht kannten. Da der weiße Mann waffenlos war, so vermag auch der Grund mit der Ueberlegenheit der Waffen.

Solange allgemein die Ueberzeugung herrschte, daß die Kagen nur selbstgemachte Beute fressen und das verschmähen, stand man in solchen Fällen vor einem Rätsel. Seitdem wir aber wissen, daß sowohl Löwen wie auch die anderen Großkagen, sofern sie nichts anderes haben, ebenfalls Kadaverfresser sind, steht nichts mehr der Annahme entgegen, daß die Großkagen an den Leichen verunglückter oder sonst gestorbenen Europäer bereits die Erfahrung gemacht haben, daß sie abseuflich schmecken. Ein einziger toter Weißer genügt für die ganze Gegend, um zahlreiche Raubtiere zu belehren, daß er keine Delikatesse ist. Denn, weil er eben nicht so gut meckte, ließ man ihn liegen.

Warum schmecken wir nun soviel schlechter als die Eingeborenen — wenigstens nach den Begriffen der Bestien? Um das zu verstehen, muß ich etwas ansholen.

Wie wenig Verständnis für die Gründe herrscht, weshalb unsere Haustiere manches Futter verschmähen, dafür möchte ich folgendes Beispiel anführen: Ein sonst höchst aufmerksamer Tierbeobachter schildert eingehend, wie ein Hund das ihm von einem Fremden angebotene Stück Schinken nicht frisst, sondern unbeachtet liegen läßt. Er zieht daraus die unglaublichsten Schlüsse. Dem Herrn scheint also vollkommen unbekannt zu sein, daß es unter den Hunden eine ganze Menge gibt, die keinen Schinken fressen. Ich rede hier natürlich nicht von Zwerghunden oder sonst degenerierten Geschöpfen.

Kagen, die Schinken fressen, habe ich überhaupt noch nicht kennen gelernt. Früher war ich mir über den Grund der Abneigung im Unklaren und schob ihn auf die Räucherung. Da aber dieselben Kagen sehr gern geräucherter Wäflinge fressen, so kann hierin nicht der wahre Grund liegen.

Da las ich eines Tages in den Berichten eines Polarreisenden, daß für die Eskimos eine Speise ungenießbar sei, sobald sie etwas gesalzen ist. Jetzt ging mir ein Licht auf. Es ist ja bekannt, daß Fleischfresser



...mit Salz braten, was auch eben Estanos und Komaden
Abfchen vor Salz haben.

Bei den Tieren machen wir dieselbe Beobachtung.
Die Wiederläufer sind nährlich nach Salz, die Raubtiere
verschmähen es.

Der Weiße wird also nicht nur deswegen geschont,
weil er weniger bekannt ist als der Eingeborene und
gefährliche Waffen bei sich führt, sondern weil er so
schlecht schmeckt. Eine glänzende Befätigung für die
Richtigkeit des letzten Grundes finden wir in den An-
gaben der Menschenfresser. Auch diese ziehen das Fleisch
von Eingeborenen bei weitem dem der Europäer vor.
Nach ihren Angaben schmeckt am schlechtesten ein weißer
Matroje, der sein Leben lang Pökelfleisch gegessen hat.

Blitzgefahr und Blitzschlag.

Von der gesamten Bevölkerung des Deutschen Reiches
werden jährlich im Durchschnitt 200-300 Personen, zu-
weilen noch etwas mehr, vom Blitz getroffen und davon
50-100 getötet. Die Gefahr, daß man vom Blitz er-
schlagen wird, ist somit nicht besonders groß; immerhin
ist es geboten, sich bei einem ausbrechenden Gewitter
der Vorsichtsmregeln zu erinnern, die kein verständig-
diger Mensch außer acht läßt, wenn es gilt, sich vor dem
verderbenbringenden Blitzstrahl zu schützen. Trotz aller
Warnungen, suchen immer wieder Leute, die im Freien
von einem Gewitter überrascht werden, unter einem
raume Baum vor dem Regen. Es ist allgemein bekannt,
daß Bäume, namentlich wenn sie einzeln stehen, der
Blitzgefahr sehr stark ausgesetzt sind. Obenan stehen die
Eichen, die gerne vom Blitz getroffen werden, dann
folgen Weidenbäume, Pappeln, Ulmen, Esche und Ahorn,
die Nadelhölzer, die Birke, die Linde und endlich Birn-
baum und Buche. Will man doch unter einem Baum
Schutz suchen, so stehe man nicht an den Stamm, sondern
halte sich am äußersten Ende der Baumkrone auf und
war auf der Seite, von der der Wind nicht herkommt.
Am besten setzt man sich nieder. Bei einer ganzen Baum-
gruppe bietet der Baum in der Mitte den meisten Schutz,
aber nur dann, wenn er nicht höher ist als die andern.
Hat man in einer Allee zu gehen, so wähle man den Weg
in der Mitte zwischen den Bäumen; sind die Bäume
auf einer Seite größer als die auf der andern, so
halte man sich mehr auf der Seite der kleineren. Im
Wald sucht man am besten das Innere desselben auf, wo
die Bäume gleich hoch sind und dicht stehen. Man
meide den Rand des Waldes und besonders auch die
Lichtungen. Bei einem Gewitter sollte man, wenn man
im Freien von ihm überrascht wird, alle den Blitz an-
ziehenden Sachen und Gegenstände ablegen. Man hat
erlebt, daß Spazierstöcke, Regenschirme, Waffen, Me-
tallgegenstände, Uhren und Uhrketten, dem Wanderer
sehr gefährlich werden können, indem der Blitz durch
diese Gegenstände den Weg in das feuchte Erdreich sucht.
Schnelles Laufen soll die Gefahr erhöhen, namentlich
wenn man vom Schweiß durchnäßt ist. Wandelt man
über Anhöhen, so ist die Gefahr größer, als wenn der
Weg durch eine Talmulde führt. Auf freiem, völlig
baumlosen und ebenen Lande sollte man nie den höchsten
Gegenstand selbst darstellen; man suche darum in Furchen,
Gräben, Einsenkungen oder unter Steinbrücken Schutz.
In Lehmguben ist man weniger sicher als etwa in einem
Kalksteinbruch. Ein Haus ist am meisten an den Giebel-
seiten bedroht, ferner an den Stellen, wo Schornsteine,
Wetterfahnen, Dachverzierungen in die Höhe ragen. In
meiden ist im Zimmer die Nähe des Ofens, das Fenster
oder der Platz unter einer hängenden Lampe, unter
hängenden Ketten usw. Menschenansammlungen erhöhen
die Blitzgefahr, besonders wenn schwüle, dampfreiche
Luft die Räume erfüllt. Kaffe Kleider sollte man ab-
legen, nasse Schirme und andere Gegenstände entfernen.
Für ängstliche Gemüter sei noch bemerkt, daß ein Blitz-
strahl, den das Auge eben sieht, selbst nicht mehr trifft.
Sobald man den Strahl bemerkt, ist auch die Gefahr
schon vorüber.

Bermischtes.

Die Goldmengen im Weltverkehr. Vor nun-
mehr einem Jahre begann in drei Staaten Europas
eine förmliche Jagd auf Gold, das man gewissermaßen
als Veräußerungsmittel gegen die Beschwerlichkeiten der
äußeren politischen Lage verwenden wollte. So ver-
meht die Bank von Frankreich im Verlaufe des letzten
Jahres ihres Goldvorrat um mehr als 400 Millionen
und ist heute im Besitze von 3 Milliarden und 700
Millionen barem Golde. In stärkerem Maße trat bei der
Bank von Rußland ein Anwachsen der Goldbestände von
3 Milliarden 700 Millionen auf 4 Milliarden und 200
Millionen ein, also eine Mehrung von rund 500 Mill.
Auch die Bank des Deutschen Reiches hat eine ähnliche
Vermehrung ihres Bestandes an barem Golde um rund
400 Millionen eintreten lassen. Bei einer Gesamtübersicht
ergibt sich, daß sich im Besitze aller Emissionsbanken
der Erde ungefähr 28 Milliarden an barem Gold befinden,
dazu kommen dann noch rund 20 Milliarden, welche im
täglichen Verkehr der Welt zirkulieren und schließlich
noch rund 5 Milliarden, welche als Prägung auf
die Seite gelegt sind. Das Gold, welches in der Welt
zu Zwecken der Industrie verarbeitet ist und wird, hat
einen runden Wert von 18 Milliarden. So läßt sich
demgemäß der augenblickliche Besitz der ganzen Erde an
Goldmetall mit einem runden Werte von etwas über
70 Milliarden anschlagen. Vergleicht man mit dieser
Zahl die Rissen des in unserer Zeit auf Kredit be-
ruhenden Welthandels, so wird einem sofort die Be-
deutung des wirtschaftlichen Einflusses von Kredit klar
werden.

Blühblüte? Blühblüten sie wieder auf, im kleinsten Gär-
tchen wie im stolzeften Part, unsere Rosen, leuchtend und
duftend, ihre Umgebung verzaubernd und die Menschen-
herzen bezaubernd. Und mit viel Gefühl sagt man aller-
orten: „Noch sind die Tage der Rosen!“ Ist es da
nicht beinahe prosaisch, ja profan, wenn man, statt sich
einfach all dieser Pracht zu freuen, neugierig fragt: Woher
kommt es, daß die Rose so herrlich duftet und woher
hat sie ihre schöne Farbe? Nein, so schlimm ist die
Sache nicht; deshalb brauchen wir uns die Freude nicht
verderben zu lassen, und wenn wir dabei auch ein Rosen-
blättlein abreißen und unters Mikroskop legen müssen
— was schadet das? Wir sehen dafür etwas ganz Be-
sonderes; wir sehen nämlich, wenn wir eine rote Rose
benutzen, wie da alle Zellen von einem schön roten Saft
erfüllt sind, und da und dort können wir auch beobachten,
wie in dieser Flüssigkeit kleine rote Kristalle oder Broden
herumschwimmen, manchmal auch kleine Klumpen. Das
bedeutet dann, daß die Lösung des Farbstoffes so dicht,
so konzentriert geworden ist, daß sich ein Teil in fester
Form auskristallisiert hat, ähnlich wie wir das auch
an einer Soda- oder Salzlösung jederzeit beobachten
können, wenn wir z. B. in der Wärme lösen und dann
abkühlen lassen. Solche Stellen, an denen der Farbstoff
in größerer Menge sich abgesetzt hat, sind oft schon
mit dem bloßen Auge als rote Punkte zu erkennen. Die
rote Farbe der Rosen (und auch der Nelken) rührt also
nicht etwa wie das Grün der Blätter von Farbstoff-
Wörnern her, sondern von einer Lösung des Farbstoffes
im Zellsaft. — Wir können auf einem solchen Schnitt
aber auch sehen, woher der Geruch kommt. Da sind noch
andere Kristalle da und dort, in den Zellen verteilt,
die stark Licht brechen; es können auch einfache Tropfen
sein, die wie kleine Kugeln aussehen. Und das sind
sie auch wirklich! Diese glänzenden Kristalle und Tröpf-
chen sind ätherische Öle, Substanzen, die leicht ver-
dunsten und eben dadurch für den Geruchssinn wahr-
nehmbar werden. So, nun haben wir's also schon, woher
Geruch und Farbe der Rosen kommen — und ist das
wirklich so prosaisch? Dr. M. J.

Unjuten bei Geldsendungen. Kam da nen-
lich ein Gläubiger auf einen schlaunen Gedanken. Sein
Hypothekenschuldner übermittelte ihm nämlich die Zinsen
unter Abzug des Postanweisungsportos. Der Gläubiger,
der schon lange nach einer Gelegenheit zur Kündigung der
Hypothek suchte, machte sich diesen Umstand zunutze und
verweigerte die Annahme des Geldes mit Berufung dar-
auf, der Schuldner sei nach § 266 BGB. zu Teilleistungen
nicht befugt. Eine Teilleistung liege vor, da nach § 270
BGB. der Schuldner Geld auf seine eigenen Kosten dem
Gläubiger zu übermitteln habe und zum Abzug des Post-
anweisungsportos nicht berechtigt sei. Der Schuldner sei
somit durch Nichtzahlung der vollen Zinsen in Verzug
geraten, was ihm auf Grund einer Vertragsklausel das
Rechte gebe, Rückzahlung der Hypothekensumme zu ver-
langen. Gegen diese Begründung der Klage konnte das
Gericht an sich nichts einwenden, eine Abweisung des
Gläubigers war vielmehr nur deshalb möglich, weil der
Portobetrag im Verhältnis zu der Zinsensumme außer-
ordentlich klein war und der Gläubiger offensichtlich nur
aus Schikane handelte. Deshalb konnte der Schikane-
paragraph (§ 226 BGB.) angewendet werden, wonach
die Ausübung eines Rechtes unzulässig ist, wenn sie
nur den Zweck haben kann, einem anderen Schaden zuzufügen.

Wenn also hier auch der Schuldner noch mit einem
blauen Auge davon gekommen ist, so diene dieser Fall
doch zur Warnung, denn nicht immer kann der Schikane-
paragraph angewandt werden und nicht immer kann das
Gericht in rücksichtsloser Rechtsausübung des Gläubigers
eine Schikane finden. Schuldner, zieht also niemals das
Postanweisungsporto ab und zahlt stets auch das Be-
stellgeld mit ein, denn dies gehört zur Pflicht der kosten-
freien Uebermittlung, fügt ferner bei Einzahlung durch
Zahlkarte stets die Postgebühr bei (vom 1. Juli ab für
Beträge bis 25 Mark 5 Pfennige, für höhere Beträge
10 Pfennige)!

Knöpfe aus Milch. Eine junge Dame soll
einmal den Kopf geschüttelt haben, als sie auf dem
Programm einer Kunstaussstellung auch eine Büste von
Rauch verzeichnet fand. Sie hatte noch nichts von dem
berühmten Bildhauer Chr. Rauch gehört, andererseits
konnte sie nicht begreifen, daß man eine Büste aus
Mauz, dem Sinnbild der Vergänglichkeit alles Irdischen,
modellieren könne. Neugierig geht es wohl manchem Leser,
wenn er hört, daß große Fabriken damit beschäftigt
sind, Kämme, Knöpfe, Klaviertasten und ähnliches aus
Milch herzustellen. Um genauer zu sein: Man ver-
wendet dazu das gerührte Masein, das beim Gerinnen
der Milch in Klumpen ausfällt und sich am Boden des
Gefäßes absetzt. Der Weg von der frischgemolkenen Milch
bis zum gebrauchsfertigen Knopf ist weit genug. Die
Milch hat sich einer Reihe chemischer Prozesse zu unter-
ziehen, ehe sie sich zum Knopf eignet. Zunächst wird sie
durch Lab zum Gerinnen gebracht, der entstehende Quark
wird getrocknet und gemahlen. Das griesartige Mehl
wird dann angefeuchtet, bei Bedarf auch gefärbt, aus-
gewalzt und unter hohem hydraulischen Druck gewreht.
Schließlich wird die Masse, die noch knetbar ist, in
wässrigem Formaldehyd gehärtet. Das Endprodukt sieht
dem früher viel verarbeiteten Horn sehr ähnlich; unter
dem Namen „Gallolith“ ersezt es Horn, Schildpatt, ja
sogar Elfenbein. Niemand sieht ihm mehr an, daß es
einmal irgendwo auf einer Kuh warm gemolken
wurde.

§ Eine lustige Geschichte von einem schlauen
Ferienreisenden, dem die eigene Schlaueheit verhäng-

...hoben. „Lauter, erzählt der „Zug“. Der kluge Rei-
sende kam kurz vor Abgang des Zuges auf dem Bahn-
steig und fand sämtliche Abteile überfüllt vor. Kurz
entschlossen, rief er vor dem letzten Wagen mit lauter
Stimme: „Alles aussteigen! Der Wagen bleibt
hier!“ Die Wirkung war verblüffend, alles suchte
tatsächlich seine Sachen zusammen, um sich neue
Plätze zu suchen. Der kluge Reisende läßt sich be-
haglich am Fensterplatz im leeren Abteil nieder. Doch
die Abfahrtszeit verstreicht, und das erlösende An-
laufen der Räder erschallt noch nicht. Bählich er-
scheint ein Stationsbeamter am Fenster. „Sie sind
wohl der Herr, der den Leuten einredete, der Wa-
gen führe nicht?“ „Jawohl!“ bekennt der kluge Rei-
sende freimütig. „Nun, Sie haben recht behalten.
Der Zugführer, der Sie für einen höheren Beam-
ten hielt, hat den Wagen abgepuffelt. Da draußen
fährt der Zug!“

§ **Schießpulver ohne Feuerschein.** Ein 22jähri-
ger Florentiner Chemiker Guido Jui hat kürzlich
einer Kommission von höheren Militärs seine Er-
findung einer „Schießpulversorte ohne Feuerschein“
vorgeführt. Die Versuche, die im dunklen Laborato-
rium ausgeführt wurden, sollen zwar den erwähnten
Vorgang bestätigt haben, doch hat man sich ent-
schlossen, die Erfindung erst noch bei Nachtgefechten
auszuprobieren. Italien hat sich vorläufig das Pa-
tent auf die Erfindung Feis gesichert. Dem neuen
Pulver wird auch eine größere Wirkung als den
bisherigen Pulversorten zugeschrieben. Die Verwen-
dung des Fei-Pulvers ohne Feuerschein würde die
Feuerlinie der eigenen Truppen dem Gegner verber-
gen und diesem das Einschließen zur Unmöglichkeit
machen. Auch würde das Ausdrehen von Tisch-
tuchringen an Geschossen vermieden werden, und
der Transport von Pulver an Stützpunkte gewinnen.
Bevor nicht nähere Angaben über dieses Wunderpul-
ver vorliegen, erscheint es besser, der Erfindung des
jungen Treibmittel-Genies abwartend gegenüberzu-
stehen.

§ **Ackerbau unter dem Meere.** Die Bewohner
einiger Küstenstriche der japanischen Inseln betreiben
in der Strandzone des Meeres Ackerbau unter Wasser.
Die Leute nutzen dort die Meeresspizzen, insbe-
sondere den Seetang aus und bauen sogar Meeress-
pflanzen an. Das Verfahren des Ackerbaues besteht
nur darin, die Pflanzen durch Taucher in regel-
mäßigen Linien einzusetzen und dann zu bestimmten
Zeiten den Samen von ihnen zu entnehmen, der
dann im nächsten Jahre zur Aussaat verwandt wird.
Die größte Rolle spielt unter diesen Meeresspflanzen
der rote Meerlattich, der in manchen Gegenden der
japanischen Küsten ein Volksnahrungsmittel bildet
und auch nach den Vereinigten Staaten ausgeführt
wird. Die 10 bis 16 Zentimeter großen, lebhaft
grünen wolligen Lattichpflanzen werden auch in Eng-
land als Salat geze en; auf Färder we. Den die Silele
der bis 6 Meter langen Maria-Blätter als Gemüse
zubereitet und in Norwegen macht man aus den
Blättern der Zuckerrüben einen süßschmecken-
den Sirup.

Ein Merkblatt für Wanderer.

Hast du gegessen und geracht
Getrunken aus der Flasche,
So steck die Reste — sei so gut —
Wieder in deine Tasche.
Papier und Glas sind keine Bier:
Das merke dir!

Weit weniger höflich ist die Warnung, die ein Leser
des „Berliner Tageblatt“ in dem Solbad Salzgitter
gefunden hat. An einer Tafel im Kurgarten waren näm-
lich Wanderer, die überall Spuren ihres Ballens zurück-
lassen, mit folgender Strafe bedroht:
„Wer Glas, Papier und alte Tüten
Und alles, was er sonst nicht braucht,
Hier von sich wirft, wird zehn Minuten
In heiße Sole eingetaucht!“

Humoristisches.

Widerständig. — „Warum prügeln Sie denn
Ihren Hund so häufig?“ — „Plagen könnt man
vor Aerger! Den habe ich für teures Geld als
Zwerghündchen gekauft, und jetzt wird der Rader
von Tag zu Tag größer!“

Unvorsichtig. Gast: „Wie, aus Ihrer profes-
sierten Heirat ist nichts geworden?“ — Cafetier:
„Nein! Ich hatte meiner Braut gegenüber einmal
erwähnt, daß mein Zahlkellner jährlich zehntausend
Kronen Einkommen hat, und da hat sie den Zahl-
kellner geheiratet!“

Empfindlich. Richter: „Der Angeklagte hat Sie
einen Beduinen genannt, das ist doch aber noch keine
Beleidigung.“ — Jäger: „Allerdings nicht! Aber bei
seiner mangelhaften Bildung meint er damit einen
Kaffir.“

Kennzeichen. Fremder: „Entschuldigen Sie,
wohnt bei Ihnen mein Freund Meier?“ — Vermie-
terin: „Ein Herr Meier wohnt allerdings bei mir...
da müssen Sie aber etwas warten, der badet gerade!“
— „So so, dann will ich nur wieder gehen, das
ist nicht der richtige Meier!“

Verantwortlicher Redakteur: Ludwig Paul.
Druck und Verlag der W. Meier'schen Buchdruckerei, Altenfeld.